

„Hurra! Humor ist eingeplant“

Was durfte, wollte und konnte der Witz in der DDR?

Sven Hecker

Es gab viel zu lachen in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), dem Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Der Witz lag quasi auf der Straße. Wo die Umstände allein zur Heiterkeit nicht ausreichten, da wurde einfach ein bisschen nachgeholfen, durch Übertreibung und Zuspitzung. Schluss mit lustig jedoch war immer spätestens dann, wenn es „um die Sache ging“. Die Partei gab die Humorlinie vor, deren Richtung sich allerdings von Parteitag zu Parteitag schnell ändern konnte.

„Wenn in der Berliner ‚Distel‘ gesagt wird, [...] dass der und der noch da ist [...] und damit ich gemeint bin, [...] brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn eines Tages ein Gewitter niedergeht [...] über die Betreffenden, mit einer offenen Auseinandersetzung über die Frage, welche Stellung sie zum Staat und zur Staatsführung haben. Sie dürfen doch nicht denken, dass wir uns als Partei- und Arbeiterfunktionäre weiterhin von jedem beliebigen Schreiber anspucken lassen, lieber Genosse [...].“ Nein, Satire darf längst nicht alles, wie Kurt Tucholsky einst meinte. Zumindest nicht in der ehemaligen DDR. Die Worte von Walter Ulbricht auf dem berüchtigten „Kahlschlagplenum“ des SED-Zentralkomitees von 1965 zeigen das deutlich. Stattdessen waren Humor, Satire, Lachen-Machen oder Witzeln hier oft eine Gratwanderung zwischen dem, was offiziell erlaubt, erwünscht oder geduldet war, und dem, was man besser für sich behielt oder nur im kleinen Kreise äußerte.

Der staatliche Umgang mit Humor – in der Theorie ...

Die SED-Führung orientierte sich gern an den „Klassikern“, und tatsächlich findet sich bei Karl Marx auch eine Äußerung zum Thema „Humor“: „Ich bin humoristisch, aber das Gesetz gebietet, ernsthaft zu schreiben. Ich bin keck, aber das Gesetz befiehlt, dass mein Stil bescheiden sei. [...] Die wesentliche Form des Geistes ist Heiterkeit, Licht, und ihr macht den Schatten zu seiner einzigen entsprechenden Erscheinung; nur schwarz gekleidet soll er gehen, und doch gibt es unter den Blumen keine schwarze“ (Marx 1983, S. 5f.). Allerdings machte wohl schon der Titel *Bemerkungen über die neueste preußische Zensurinstruktion* das Zitieren dieser Zeilen in der DDR problematisch.

Da ansonsten die Genossen Marx, Engels und Lenin wenig Greifbares zur konkreten Klassenkampf-Situation nach 1949 geäußert hatten, mühte man sich um Ableitung und Deutung. Der Kapitalismus sei die „Summe und Verkörperung aller Satire produzierenden Zustände“, schrieb beispielsweise Werner Neubert, Kulturtheoretiker und Mitarbeiter des ZK

der SED. Da diese Zustände in der DDR schon beseitigt waren oder bald sein sollten, konnte „der Arbeiter-und-Bauern-Staat [...] objektiv nicht mehr Zielpunkt der Satire sein“, so Neubert weiter.

Bei Abweichungen von dieser humorarmen Zielorientierung verstanden die Genossen wenig Spaß. Eine zentrale Zensurbehörde allerdings existierte in der DDR nicht. In der Verfassung von 1949 hieß es sogar: „Eine Pressezensur findet nicht statt.“ In der Verfassung von 1968 kam der Begriff „Zensur“ nicht einmal mehr vor. Hingegen garantierte Art. 27 jedem Bürger Meinungs- und Pressefreiheit. De facto konnte jedoch kraft seiner Funktion jeder Mitarbeiter einer städtischen Kulturverwaltung oder der SED-, Kreis-, Bezirks- oder Stadtleitung als Zensor fungieren. Auch die Existenz der berüchtigten „Gummiparagraphen“ des Strafgesetzbuches, die Staat, Partei und ihre Funktionäre vor „staatsfeindlicher Hetze“, „Staatsverleumdung“, „Verächtlichmachung“ und vor dem „Missbrauch der Medien für die bürgerliche Ideologie“ schützen sollten, machte die Meinungs- und Pressefreiheit zu einer vagen Sicherheit.

... und in der Praxis

„Hurra! Humor ist eingeplant. Im neuen Kurs wird gute Laune groß geschrieben“, hieß es titelgebend und vielsagend im Eröffnungsprogramm des Berliner Kabarets „Distel“ im Oktober 1953. Damit kehrte nach bitteren Nachkriegsjahren auch in der DDR das institutionalisierte Lachen per Parteibeschluss auf die Bühne zurück. Humor, gleich welcher Sorte, galt der Partei als ein „wichtiges Instrument sozialistischer Erziehung und Bewusstseinsbildung“. Nach dem Arbeiteraufstand im Juni 1953 wollte die SED-Führung Ventile öffnen, auch in Sachen Humor. Immerhin, als die DDR am Ende war, 1989, gab es hier zwölf Berufs- und über 600 Laienkabarets. Deren Aufführungen waren oft ausverkauft, die Karten zumeist Bückware. Beziehungen, Fliesen, Exportbier oder diverse andere Tauschwaren konnten von Vorteil sein. „Wir waren für die Leute so was wie die Klagemauer. Die wussten, dass sich da wahrscheinlich nichts ändert, aber sie wollten irgendwo ihren Ärger loswerden. Dabei bekam man als Kabarettist, als einfacher Künstler, das Gefühl einer ungeheuren Bedeutung. Wir hätten manchmal Eintrittskarten im Voraus für drei Jahre verkaufen können“, erinnerte sich der 2002 verstorbene Kabarettist Jürgen Hart.

Ein Grund des Erfolgs: Im DDR-Kabarett wurden viele Themen besetzt, die in den Medien nicht oder nur in Jubelmanier stattfanden. Bei der Umsetzung war vonseiten der Partei „positiver Humor“ und „helfende Kritik“ gefragt. Die Richtung musste stimmen. Herzhaft gelacht werden durfte über den siechenden Klassenfeind und die Schwächen Einzelner. Tabu sollten dagegen Witze über das große Ganze sein. Der neue Mensch sollte „nach vorn“ lachen. Wo allerdings vorn war, das konnte sich von Parteitag zu Parteitag schnell ändern.

Das erfuhren im September 1961 die Leipziger Studentenkabarettisten vom „Rat der Spötter“. Noch kurz zuvor waren sie beklatscht, hofiert und als Vertreter des DDR-Humors in den Westen geschickt worden. Jetzt – nach dem Mauerbau – wollten sich die Parteifunktionäre mit einem Exempel am neuen „Spötter“-Programm profilieren. Ernst Röhl, einer der damaligen Kabarettisten und späterer Autor des Satireblattes „Eulenspiegel“, im Rückblick: „Wenn ich den Akten folge, dann waren wir doch ziemlich ‚anti‘. So hat es der Staat empfunden. Wir selbst haben uns aber verstanden

als kritische DDR-Bürger. Wir waren keine Verteidiger der kapitalistischen Prinzipien. Aber wir wollten, dass die ganze Sache so funktioniert, wie sie in der Zeitung auch funktioniert.“ Der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Leipzig, Paul Fröhlich, sah das ganz anders. Er witterte feindliche Tendenzen bei den „Spöttern“. An das Zentralkomitee berichtete er: „Den Hauptstoß führten sie mit dem Missbrauch der Mittel der Satire gegen die Partei und ihre Führung.“ Die Parteileitung verbot das Stück, die Kabarettmitglieder gerieten ins Visier der Stasi: „Nachdem wir alle verhaftet worden waren, ist ja der ‚Rat der Spötter‘ eigentlich das erfolgreichste Nachkriegskabarett Deutschlands, wenn man nach den sogenannten Maßnahmen geht, die ergriffen worden sind“, so Röhl. „Maßnahmen“ wie etwa die zermürenden Verhöre der Studenten und der schwere Vorwurf „staatsfeindlicher Konterrevolution“. Neun Monate hinter Gittern wussten die „Götter-Spötter“ nicht, welche Strafe in der DDR auf Satire stand. Ein generelles Problem im Arbeiter- und Bauernstaat, denn ob und wie die Staatskeulen eingesetzt wurden, ob verboten oder gemaßregelt wurde, das war abhängig von der jeweiligen politischen Großwetterlage, den Parteibeschlüssen und deren Interpretation durch die jeweils zuständigen Funktionäre. Die Programm-Abnahmen waren häufig ein Aushandeln – zwischen „gerade noch erlaubt“ und „schon verboten“. Wolfgang Schaller, Autor und Intendant des Dresdner Kabarets „Herkuleskeule“ erinnert sich: „Ja, die ‚Keule‘ hatte [...] bei jedem Programm, wie bei anderen Kabarets auch, ihre Abnahmen, wo genau gesagt wurde: Das darf man sagen und das nicht. Wir Autoren, Enskat und ich, wir hatten in Berlin Auftrittsverbot. Andererseits hatten wir Auszeichnungen in Hülle und Fülle. Von den Plaketten der Sozialistischen Arbeit bis hin zum Nationalpreis. Ich sage immer: Wir waren Untergrundkämpfer mit hohen staatlichen Auszeichnungen.“

Wortwitzgefechte auf offener Bühne

Beschäftigt man sich mit dem Thema „Humor in der DDR“, kommt man an ihnen nicht vorbei: Rolf Herricht und Hans-Joachim Preil.

„Beim Versuch, Schach zu spielen:

Preil: ‚Was ist denn mit Ihren Bauern los, die stehen ja alle auf einem Haufen!‘

Herricht: ‚Na ja ... Produktionsbesprechung ...‘“

„Der Spiegel“ urteilte nach dem Mauerfall einmal: „Als Komikerduo waren Preil & Herricht in der DDR unschlagbar.“ Das Feuerwerk menschlicher Missverständnisse war Kult: Mancher DDR-Bürger kannte die Sketche in- und auswendig. Die Rollen dabei waren klar verteilt: Hier Preil, der besserwisserische Oberlehrer, mal väterlich geduldig, dann wieder pedantisch verzweifelt. Da Herricht, der begriffstolpernde Wirrwanz, das liebenswürdig-naive Schlitzohr. Unter dem Schlachtruf: „Aber Herr Preil!“ trieb er seinen Lehrmeister fast in den Wahnsinn und das Publikum zu Heiterkeitsausbrüchen. Versteckte, politisch zu deutende Anspielungen fanden sich eher selten bei Herricht & Preil. Dafür waren andere zuständig, im Zwischen-Zeilen-Land DDR: „Die Leute waren übersensibel und gut geschult, das Gras wachsen zu hören, ob nun in Theaterstücken, in Konferenzen oder auch beim Lesen der Zeitungen zwischen den Zeilen“, erinnert sich der Dresdner Kabarettist Wolfgang Stumph.

Ein Meister der Andeutung war der scharfzüngige Conférencier O. F. Weidling. Schon sein Markenzeichen, die schwarze Smokingjacke mit rotem(!) Futter, an entsprechender Stelle im Programm sichtbar gemacht, bot Gelegenheit für unausgesprochene Pointen: „Seine Kunst war es dabei auch, die Zuschauer mal falsch lachen zu lassen, indem er seine Sätze und Gedanken offenließ. Also konnte O. F. danach sagen: Die haben doch über was gelacht, was ich nicht gesagt habe. So konnte er in seinen Anspielungen sehr weit gehen“, so Stumph. So weit, dass Weidling ganz oben war, trotz politisch brisanter Pointen, die er auch im *Kessel Buntes*, der großen Samstagabend-Show im DDR-Fernsehen, zum Besten gab:

„Unsere Nationalmannschaft hat gegen die der UdSSR gespielt. Wir haben gewonnen, wir haben uns auch schon dafür entschuldigt.“

Witze wie dieser, über das Verhältnis zum „großen Bruder“ in Moskau, mögen heute relativ harmlos wirken. In der DDR jedoch waren sie höchst heikel. Auch Weidling sollten sie zum Verhängnis werden: Bei der Eröffnung des neuen Berliner Friedrichstadtpalasts im April 1984 lief er zu Hochform auf und lästerte vor versammelter SED-Spitze fröhlich über Versorgungsmängel und Preußen-Renaissance in der DDR. Der Auftritt kostete ihn seinen Job: Schon in der TV-Wiederholung war er, der durch den Abend führte, einfach herausgeschnitten. Seine eigene Fernsehsendung *Treff mit O. F.* wurde



Hans-Joachim
Preil

Rolf
Herricht

de ausgesetzt, er selbst aus dem Programm des Friedrichstadtpalasts geworfen. Wenige Monate später starb der gesundheitlich angeschlagene Publikumsliebhaber nach zwei Schlaganfällen. Zuständig für Weidlings Absetzung war vermutlich der wenig amüsierte ZK-Wirtschaftssekretär Günter Mittag. Die große Humor-Linie gab, daran war kein Zweifel, stets die „führende Partei“ vor.

Der Witz im Privaten

„Warum ist der Trabbi lackiert? Damit er bei Regen nicht einläuft.“ Der Witz lag, er stand auf der Straße in der DDR. Manchmal hing er auch, in Gestalt der allgegenwärtigen Losungen. Wo diese allein zur Heiterkeit noch nicht ganz ausreichten, half der DDR-Bürger ein wenig nach, durch Zuspitzung der Umstände: „Heraus zu neuen Taten!“ – So soll es tatsächlich an einem Gefängnis gestanden haben. Und am Friedhof: „Alles heraus zum 1. Mai“, am Irrenhaus: „Was wir sind, sind wir durch die Partei!“ Der Witz dabei: All das lag durchaus im Bereich des Möglichen. Der Alltag in der DDR nahm des Öfteren groteske Züge an, es reichte manchmal schon, ihn einfach zu beschreiben. Der Widerspruch zu den Propagandaformeln wurde mitgedacht, sorgte eigentlich für den Lacher, mal bitter-böse, mal befreiend-heitler: „Was ist 20 Meter lang und hat keine Zähne? Die erste Reihe des Zentralkomitees der SED.“

Gewitzelt wurde über die greise Parteiführung, den permanenten Mangel, die Staatssicherheit und Polizei, die verordneten „Brüder und Schwestern“ im Osten – im Prinzip über alles, was sonst schwer erträglich war, was immer und immer wieder gefeiert wurde. Auch „Russen-“ oder „Judenwitze“ wurden auf Schulhöfen, Fußballplätzen oder in Kneipen erzählt, schon weil das politisch unkorrekt war und Konsens über die größtmögliche Distanz zum Staat herstellte. „Es gab einen klaren Feind und eine gemeinsame Erfahrung. Es war wunderbar für die Humoristen. Die Witze waren subtil, aber sie wurden verstanden“, so der Kabarettist Peter Ensikat.

„Ein westdeutscher Besucher der DDR sieht vor einem Fleischerladen eine Menschen Schlange und wundert sich. Da wird ihm erklärt: „Ja, kein Paradies ohne Schlange!“ – Kollektives Dampfablassen in einer geschlossenen Gesellschaft. Humor hatte in der DDR identitäts-

stiftende, aber auch sozialtherapeutische Wirkung. Es reichten schon Zeichen, Andeutungen, Anspielungen. War beispielsweise vom „Schnitz“ die Rede, wusste der lächelnde Insider, dass es sich um eine Zeiteinheit handelte. „Ein Schnitz“ beschrieb, wie schnell man bei Ankündigung des Schwarzen Kanals „von und mit Karl-Eduard Schnitzler“ ab- oder umschalten konnte. Solche Witze verbreiteten sich rasend schnell und wurden erstaunlich offen erzählt, im Betrieb, bei Familienfeiern, unter Gartenfreunden – trotz umfassender Überwachung. Zuträger und staatlicher Zugriff waren unberechenbar. Ein vermeintlich harmloser Scherz an falscher Stelle, eine veränderte politische Situation – und plötzlich konnte hart bestraft werden, was unter anderen Umständen ohne Folgen blieb. „Es gibt Leute, die Witze erzählen, es gibt Leute, die Witze sammeln und Witze erzählen, und es gibt Leute, die Leute sammeln, die Witze erzählen.“

Am Ende nahmen die DDR-Bürger den Staat und seine „Organe“ immer weniger ernst. Der Versuch, den Humor zu kontrollieren, scheiterte, so wie der Arbeiter- und Bauernstaat schließlich selbst. Wolf Biermann, der freche Frotzler, hatte schon 1964 so eine Ahnung:

„Witze riss das Volk schon immer
Ohne Demut und Respekt
Witze sind wie selbstgebrannter
Starker süßer Apfelschnaps
Aber in des Zwanges sauren Apfel
Mag das Volk nicht beißen
O Gericht, vergälte nicht
Uns mit schweren Strafen unsre
Große Lust am Witzereißer
Weil: Keiner tut gern, was er darf
was verboten ist, das macht uns gerade
scharf!“

Literatur:

Marx, K.:
*Bemerkungen über die
neueste preußische
Zensurinstruktion (1842).*
In: Marx Engels Werke,
Bd. 1. Berlin 1983, S. 5–6

Sven Hecker, geboren 1966
in Schlema/Erzgebirge,
lebt und arbeitet als freier
Journalist in Berlin.
Seine Schwerpunkte sind
Alltags- und Zeitgeschichte
sowie Politik.

